

Schwarzwaldmelodie

Kommt eine junge Frau zum Männerchor. Lauscht, schaut und spürt: Ihr geht das Herz auf. Dem Leser geht's genauso. Was er nicht ahnt: Die Autorin ist Anfängerin im Reportageschreiben. Womit sie kämpft, wie sie die Krise bewältigt und nachher alles noch gut wird, erzählt sie im Making-of.

1. Der Originaltext

HARMONIE

Jeden Mittwoch trifft sich im Schollacher Bierhäusle der Männerchor und singt von Sehnsucht, Natur und Heimat – seit 1951. Einige Stimmen sind mit der Zeit brüchig geworden, andere schon für immer verstummt (Leitmotiv Abschied). Die Musik bleibt.

(1) Von der Theke bis zum Klavier sind es fünf Schritte. Über dem Tresen sitzt ein ausgestopfter Auerhahn, ein Wildschweinkopf wacht über dem Klavier (Das Bühnenbild steht.). Dazwischen sitzen 22 Männer mit Notenblättern in der Hand. Lichte Hinterköpfe, karierte Hemden. Strickwesten. Brillen. Sie sind Urgroßväter, Großväter, Väter. Witwer. Geschieden. Verheiratet. Zwei ewige Junggesellen (Die Protagonisten – vorgestellt als Beziehungsmenschen.). Der älteste Sänger ist 87, der jüngste 45 Jahre alt. Sitzt man hinter ihnen, scheint es, als könne man ihnen ihr Alter an der Größe der Ohren ablesen.

(2) Der Männergesangsverein Harmonie trifft sich jeden Mittwoch zur Chorprobe im Bierhäusle des Örtchens Schollach im Hochschwarzwald. Seit 1951. Das Gründungsjahr der Harmonie ist das Geburtsjahr ihres heutigen Dirigenten. Alfred Schnekenburger (Fokus auf Protagonist 1) – markantes Kinn, weißer Schnauzer, Nase! – steht unter dem Keilerkopf und ist nicht zufrieden: „Des war it suhber, des machä mer no mohl. Hän' er die Stell im erschde Bass? No mohl die Tenör vo vornä.“ (Das war nicht sauber. Das machen wir noch mal. Habt ihr die Stelle im ersten Bass? Noch mal die Tenöre von vorn.) Er hebt die Arme. Seine Bewegungen sind zackig und doch fließend. „Trotz eihem Alter kriegä mer des na. Erschd Bass, bevor ihr mir ischlohfä.“ (Trotz eures Alters bekommen wir das hin. Erster Bass, bevor ihr mir einschlaft.) Die Männer stimmen „Der Vogel, der sein Liedchen singt“ an. Ein Stück des Schwarzwälder Komponisten Hans Friedrich Micheelsen, das stellenweise klingt wie eine Tonleiter.

(3) Erst übt jede Stimme einzeln, dann singen alle gemeinsam: „Weil. Weil. Weil. Weil. Weil er es für richtig hält und weil es ihm gut gefällt, singt er uns sein kleines Lied.“ Die Stimmen klingen kräftig. Die Sänger üben, bis der schwierige Übergang sitzt. Der Dirigent ist streng. Aber auch einer, der Spaß vertragen kann. Es ist nicht immer einfach mit seinen Herrschaften. Er muss auf sie eingehen. Die Gesichter bei Laune halten, nennt er das.

(4) Die Männer singen mit weit geöffneten Mündern. Konzentrierte Gesichter. Vereinzelt Husten. Naseschnäuzen. „Süße Lieder tiief in unsrer Brust.“ Mit jedem Atemzug sitzen sie ein Stück aufrechter da. Der Schwarzwälder trägt sein Herz nicht auf der Zunge, außer beim Singen – da weicht die Zurückhaltung großen Gefühlen (beschreiben und deuten). Die Stimmen der Männer erfüllen die ganze Wirtsstube. Der Vogel, von dem sie singen, flattert jetzt über ihre Köpfe hinweg.

Guscht, der Wirt, singt auch mit

(5) Auch Guscht (Protagonist 2), der Wirt vom Bierhäusle, ein überzeugter Junggeselle, singt mit. „Zweiter Bass seit 1955.“ Auf dem Tresen stehen gefüllte Gläser bereit, die der 80-Jährige für seine Sangeskameraden eingekauft hat. Guscht kommt aus einer Jägerfamilie. Deshalb gehören zur Vereinsprobe auch die erlegten Rehe, Gemen und Iltisse an den Wänden.

„O Schwarzwald, deine Berge, dein Wald und deine Luft, freie sonn'ge Höhen umwogt von harz'gem Duft.“ Obwohl die Uhr an der Wand fünf Minuten vorgeht, scheint im Bierhäusle die Zeit stehen geblieben zu sein (beschreiben und rasonieren).

(6) Das alte Haus mit den verwitterten Holzschindeln wurde 1572 erbaut (Sprung in die Totale). Die Kneipe ist der einzige öffentliche Ort in dem Ort, der 220 Einwohner, eine Kirche, einen Friedhof und ein kleines Schlachthaus hat. Die Schollacher Höfe liegen weit verstreut. Durch das Tal führt eine schwach befahrene Straße, an deren Rand manchmal Kühe grasen.

(7) Der 87-jährige Raimund Kleiser (Protagonist 3) – weißes Haar, blaue blitzende Augen – wohnt in der Nähe vom Bierhäusle und fährt jeden Mittwoch mit dem Rad zur Probe. „Wen i nimi nufkähm, dät i verödä“ (Wenn ich nicht mehr raufkäme, würde ich veröden), sagt der gebürtige Schollacher. Nicht mehr aufs Rad zu kommen, nicht mehr den Buckel zum Bierhäusle raufzufahren, das kann er sich nicht vorstellen. Die Proben sind für das älteste Chormitglied nach dem Tod seiner Frau vor 14 Jahren elementar geworden (empathisch anmoderierter O-Ton): „Drum bin i no do.“ Er singt länger, als er verheiratet war: erster Tenor seit 65 Jahren.

(8) Raimund Kleiser ist jeden Tag unterwegs. Mit dem Auto, mit dem Rad. Bei schönem Wetter wandert er. Zum Kaffeetrinken fährt er oft nach Neustadt. Er weiß, dass es an ihm liegt rauszugehen, solange er noch kann.

(9) Kurz nach neun: die Probe ist vorbei. Das Klavier wird mit vereinten Kräften zurück an die Wand gerückt. Die Tische werden zusammengeschoben. „Mir trinkä gern ä Bier mitn-and“, sagt der Schriftführer (Nebenfigur mit Funktion, ohne Namen). Der Mittwochabend ist für die Männer ein fester Termin in der Woche. Struktur und Anker. Das Zusammensitzen nach der Probe hat für sie den gleichen Stellenwert wie das Singen selbst. Still zu sitzen sei nicht sein Ding, sagt der Dirigent. Er legt eine halbvolle Bierflasche auf den Tisch, stellt sein Glas darunter, als zapfe er sich am Tisch ein Bier. Obwohl er jünger ist als die meisten seiner Sänger, hat er etwas Väterliches. Er klopfert ihnen auf die Schulter, macht Späße (deuten und beschreiben).

(10) Mit vier Jahren saß Alfred Schnekenburger (Schnekenburger und die Musik – eine Vita in drei Absätzen) zum ersten Mal am Klavier. Mit fünf bekam er Klavierunterricht. „Spiel du die Kirchenorgel“, sagte der Pfarrer, als er zwölf war. Mit 19 fing er an zu singen. Mit Mitte 20 leitete er seinen ersten Chor. Schnekenburger besuchte die internationale Musikschule Hohenlohe, später machte er die Chorleiterausbildung.

(11) Zum Beruf hat er die Musik trotzdem nicht gemacht. Er wurde Techniker. Heute arbeitet der 63-Jährige an der Hochschule Furtwangen, Fakultät Wirtschaftsingenieurwesen. Die Musik zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben. Immer war da jemand – aus der Kirche oder aus dem Gemeinderat –, der ihn zum Musikmachen ermutigte, anheuerte. Alfred Schnekenburger hat schon Chöre mit 48 Sängern aller Altersstufen geleitet, bevor er zur Harmonie kam.

Die schöne Bäckerin von Neustadt

(12) Jeden Mittwoch fährt der Dirigent 30 Kilometer aus Mönchweiler nach Schollach. Es war für ihn eine Herausforderung, als er den Chor vor zwölf Jahren übernahm. Der Harmonie war kurz vor dem 50-Jahr-Jubiläum der damalige Dirigent weggestorben. Es habe eine Weile gebraucht, bis die Sänger mit ihm warm geworden seien, sagt Schnekenburger. Irgendwann hätten sie erkannt, dass sie besser wurden. Dass sie es ihrem Dirigenten zu verdanken hatten. Heute streiten sich die Männer darum, ihm nach der Probe das Bier zu zahlen. Es ist ihre Art, ihm ohne viele Worte zu zeigen, dass sie ihn schätzen.

(13) Die Tür geht auf. Ein junger Mann betritt die Wirtsstube, wird begrüßt. „N' obä mitnand.“ Franz Müller, 45, ist das jüngste Chormitglied. Er konnte an diesem Abend nicht mitsingen, weil er mit der örtlichen Theatergruppe probte. Jetzt kommt er, um seinen

Serie „Handwerk Storytelling“

Was ist es?

„Schwarzwaldmelodie“ ist der sechste Text in unserer Serie „Handwerk Storytelling“: Sie finden in jeder Ausgabe der Ideen-Werkstatt ein Best-Practice-Beispiel mit besonders gut erzählten Texten aus allen Genres.

Wer macht es?

Autorin der Serie ist Marie Lampert, die die jeweiligen Texte analysiert, kommentiert und hier erstmals vorstellt. Die Serie entsteht in Kooperation mit dem Portal storytelling.abzv.de der ABZV, dem Bildungswerk der Zeitungen.

Was bringt es?

Antworten auf die Fragen: Was macht einen guten Text aus? Und welche dabei genutzten Werkzeuge sind für jedermann brauchbar?

„Ich hab das so wahrgenommen, dass das Singen einen Raum für diese eher pragmatischen Männer darstellt, in dem auch Gefühle wie Melancholie und Sehnsucht sein können.“

Jessica Sabasch, siehe Interview zum „Making-of“ auf Seite 25

Linktipp

Dem Thema Storytelling mit weiteren Analysen von Marie Lampert ist ein Webportal der ABZV gewidmet, das Sie hier finden:



www.storytelling.abzv.de

26 REPORTAGE



Schwarzwaldmelodie

Vom jeden Mittwoch ist im Schwarzwald das Männerchor und singt von Sehnsucht, Natur und Heimat – seit 1951. Einige Stimmen sind mit der Zeit brüchig geworden, andere schon für immer verstummt (Leitmotiv Abschied). Die Musik bleibt.

Der Beitrag „Schwarzwaldmelodie“ ist erschienen in der „Stuttgarter Zeitung“ am 3. Februar 2015.

82-jährigen Vater abzuholen (Protagonisten 4 und 5). Alois Müller singt seit 60 Jahren bei der Harmonie. Erster Tenor, genau wie sein Sohn. Vor ein paar Tagen hat der Senior sich selbst aus dem Krankenhaus entlassen. Kaum wieder auf den Beinen, wollte er unbedingt zur Probe ins Bierhäusle. Alois sitzt mit seinen Kameraden am Tisch, trinkt eine Apfelschorle. Sein Sohn setzt sich noch für ein Getränk dazu. Zu den Proben kommt der Familienvater gern, „es ist eine gesellige Sache“. Er nimmt eine Packung Salzstangen (sprechendes Retro-Detail) aus einem der Körbchen auf dem Tisch.

(14) Neben Alois Müller sitzt Raimund Kleiser und erzählt einen Schwank von der schönen Bäckerin in Neustadt, die ihm heute nur eine statt drei Brezeln einpackte. Guscht trägt leere Gläser zum Tresen. „Singa mr noch was Gediegenes?“, fragt Alfred Schnekenburger. Die Männer heben an: „Wenn doch das Meer aus Wein nur wär – und das Gebirge wär aus Schinken. Wenn du dann kommst zu mir zurück – wie wollten glücklich wir sein.“ Da liegt viel Sehnsucht und Melancholie drin. Moderne Lieder möchten sie lieber nicht singen. „Me sin doch alti Kerli, des passt it zu ihs“, sagt Raimund Kleiser. Für Franz Müller ist der Mittwochabend ein Ausflug in eine andere Welt (Me too – so geht es auch dem Leser). Er bewundert die Alten, ihre Lebenserfahrung. Er erfährt etwas von deren Ängsten und Sorgen. Jede Generation hat ihre eigenen.

(15) Und natürlich ist da immer wieder das Thema Tod, der die Harmonie nicht verschont. In den vergangenen Jahren sind einige Sänger gebrechlich geworden. Alfred Schnekenburger muss aushalten, dass sie nach und nach sterben: „Man wartet auf den Tod.“ Einmal, vor vier Jahren, war der Dirigent der Harmonie kurz davor aufzugeben. Zwei gute Sänger waren gerade gestorben (das Leitmotiv wird lauter). Aber weil sich die Qualität des Chores längst herumgesprochen hatte und sich andernorts Gesangsvereine auflösten, kamen neue Sänger aus den umliegenden Gemeinden nach Schollach. Mit vereinter Sangeskraft erhalten sie die Harmonie am Leben.

(16) Vier-, fünfmal im Jahr treten die Sänger noch auf. Sie geben gemeinsam mit anderen Chören Konzerte. Sie singen auf Beerdigungen, gestalten Gottesdienste mit. Wenige Tage nach der Probe singen Raimund Kleiser, Franz Müller, Guscht und die anderen im fünf Kilometer entfernten Hammereisenbach in der Johanneskirche. Alois Müller (die nun vertrauten Gesichter des Chores – es kommt auf jeden an) liegt wieder im Krankenhaus. Es ist ihm arg, dass er nicht mitsingen kann. Vor dem Altar wirken die Sänger ein Stück größer als in der Probe. Stolz und aufrecht (So saßen sie auch im Bierhäusle: aufrecht.) stehen sie da. Rot-goldene Westen, weiße Hemden. Um den Kragen ordentlich gebundene Schleifen. Was schon in der Probe festlich klang – die sonoren Stimmen der Männer –, wird von der Akustik der Kirche noch mehr getragen. Mit klaren Stimmen singen sie das Vaterunser, stellvertretend für die ganze Gemeinde. Die Kirche ist voll bis auf den letzten Platz. Einige Besucher lauschen ihnen im Stehen. Unter ihnen Dorfbewohner der umliegenden Gemeinden und Angehörige der Chormitglieder. Kaum junge Menschen.

(17) Die Männer des Harmoniechors singen auch zum Gedenken an einen Mitsänger, der im vergangenen Jahr gestorben ist. Es ist die feierliche Version ihres Rituals, das am Ende jeder Chorprobe steht: Jedem Kameraden, der sich auf den Heimweg macht, singen die Männer ein „Leb Wohl (Leitmotiv), auf Wiedersehen“. Und der Letzte, der die Tür des Bierhäusles hinter sich schließt, singt für sich selbst.

(18) Durch ein Kirchenfenster von Sankt Johann strahlt Sonnenlicht auf Alfred Schnekenburgers Hände (Im Making-of spricht die Autorin über ihren Schluss.). Helles Licht fällt auch in die Gesichter der Sänger – wie eine Aufforderung von oben weiterzumachen, weiterzusingen. Bis dass der Tod sie scheidet.

Wir danken Jessica Sabasch, Uli Reinhardt (Foto) und der „Stuttgarter Zeitung“ für das kostenfreie Überlassen der Rechte.

2. Die Analyse

Jessica Sabasch hat ihre Eindrücke und Erlebnisse verdichtet und einen Ton gefunden, der lange nachschwingt. Wie und warum das so gut funktioniert, hat mit Haltung und Handwerk zu tun.

Das Große im Kleinen

Im besten Fall schreibt man immer ein bisschen über das Leben, sagt Jessica Sabasch. Fünf Absätze liegen zwischen Tonleiter und Lebenssinn, zwischen Bierflasche und Sterbengedenken. Die Illustration von Brigitte Seibold veranschaulicht, wie das lokale Thema ins Allgemeingültige weist.

Orte, Handlungen und ein Subtext

Schauplätze sind das Bierhäusle in Schollach und die Johanneskirche in Hammereisenbach. Auf diesen Bühnen spielen die Handlungen. Die Chorprobe plus Umtrunk im Bierhäusle, der feierliche Auftritt in der Kirche. In die Handlungen eingeschrieben ist der Subtext von Abschied und Vergänglichkeit. Leb Wohl, auf Wiedersehen.

Helden

Der Dirigent Alfred Schnekenburger ist der erste Mann im Chor und auch im Text. Er tritt auf in den Absätzen 2, 3, 10, 11, 12, 18. Guscht, der Wirt, ist der zweite Protagonist. Er stellt den Probenraum und die Getränke (Absatz 5). Der Tenor Raimund Kleiser (Absätze 8 und 14) ist der älteste Sänger und verkörpert Vitalität und Treue zum Chor. Wie Alois Müller (Absätze 13 und 16) betont er die sinnstiftende Bedeutung der Zusammenkünfte. Alois Müller bringt die Motive Krankheit und Krankenhaus mit. Und seinen Sohn Franz, den jüngsten der Sänger (Absatz 13). Macht fünf klar konturierte Personen, die jeweils eine bestimmte Funktion im Gefüge des Chores verkörpern, ausgewählt aus 22.

Geschichten in der Geschichte

Die kürzeste Definition von Geschichte lautet: Sie handelt von einem Vorher-Nachher. Innerhalb des großen Bogens von der Probe zur Aufführung stecken skizzenhaft viele kurze (in Wirklichkeit auch große) Geschichten. Wie Raimund Kleiser nach dem Tod seiner Frau den Lebensmut wiederfand. Wie Alfred

Schnekenburger zur Orgel kam und später Chorleiter wurde. Wie er allmählich mit dem Männerchor warm wurde. Wie Franz Müller zum Chor kam und blieb. Wie Alois Müller sich aus dem Krankenhaus entließ und wieder hinein musste.

Interaktionen

Die Kommunikationswissenschaftlerin Susanne Kinnebrock hat darüber geforscht, ob die Narrativität (zu deutsch: Geschichtshaftigkeit) eines Medienangebots messbar ist. Sie hat Merkmale von Narrationen zusammengetragen, journalistische Texte darauf untersucht und kam zu einem interessanten Schluss: Je stärker ein Geschehen in Form von menschlichen Interaktionen dargestellt ist, desto narrativer ist ein Text. In „Schwarzwaldmelodie“ wimmelt es von Interaktionen. Guscht schenkt seinen Kameraden ein, Schnekenburger hält die Gesichter bei Laune, klopft seinen Sängern auf die Schulter, die Männer streiten ums Bierbezahlen, Franz Müller holt seinen Vater ab.

Zusammenhänge

Die Leser erfahren, warum. Warum im Bierstüb- le Keiler und Iltisse an den Wänden hängen. Warum die Geselligkeit so wichtig ist wie das Singen. Warum die Chorgemeinschaft „Harmonie“ lebenswichtig ist für Raimund Kleiser. Warum Franz Müller diesmal nur zum Trinken kommt. Warum die Harmonie keine modernen Lieder singt. Warum Alois Müller beim Auftritt nicht dabei sein kann. Wie die Harmonie überlebt, obwohl immer wieder Sänger sterben. „Deshalb“, „obwohl“ und „weil“ sind, grammatikalisch gesprochen, kausale oder konzessive Konnektoren. Sie verweisen direkt oder indirekt auf Interaktionen, und die wiederum bewirken Geschichtshaftigkeit.

Die Erzählerin ist anwesend

Sie sitzt hinter den Sängern in der Ecke und hört zu. Sie guckt, fühlt mit und schreibt sich mit Deutungen in den Text ein. Sie schreibt: Der Schwarzwälder trägt sein Herz nicht auf der Zunge. Im Bierhäusle scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Der Dirigent ist streng. Der Mittwochabend ist für die Männer Struktur und Anker. Belege für die Deutungen finden sich in den Szenen.

Sie schafft Bilder: Der Vogel, von dem sie jetzt singen, flattert über ihre Köpfe hinweg. Sie vergleicht: Ein Lied klingt stellenweise wie eine Tonleiter. Oder: Helles Licht fällt in die Gesichter der Sänger – wie eine Aufforderung von oben, weiterzumachen, weiterzusingen.

Anfang

Rumms steht der Leser im Bierhäusle. Der Einstieg verspricht eine illustre Szenerie und illustres Personal. Und er weckt eine Ahnung. Denn die Männer „sind Urgroßväter, Großväter, Väter, Witwer. Geschieden. Verheiratet. Zwei ewige Junggesellen.“ Es wird um Lebensthemen gehen. Und um Zugehörigkeit. Denn die Männer werden zuallererst als Beziehungswesen charakterisiert. Ein kompakter, schneller und präziser Einstieg.

Das Ende

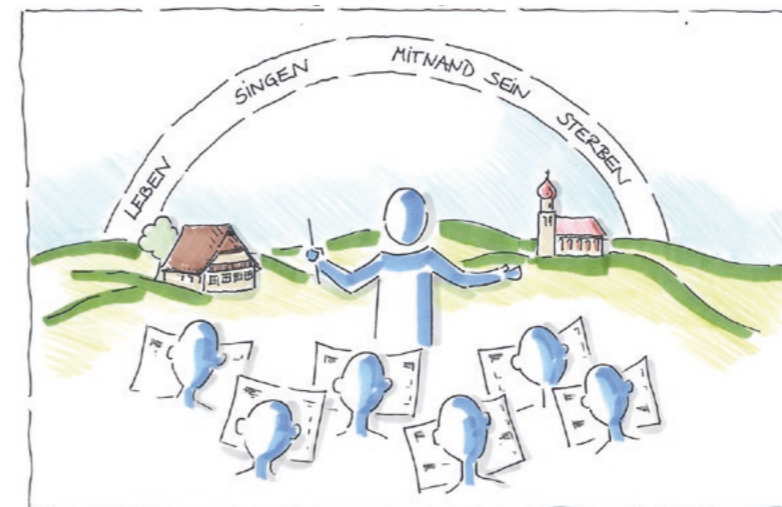
So an die 15 Versionen der „Schwarzwaldmelodie“ hat Jessica Sabasch geschrieben. Der jetzige Schluss „Bis dass der Tod sie scheidet“ ist nicht ihr Favorit. Er verrät nämlich nicht den Oberhammer: dass es einen Pakt gibt zwischen den Sängern und ihrem Dirigenten. Er hat ihnen sein Wort gegeben, sie zu dirigieren, bis dass der Tod sie scheidet. Das erläutert sie im Making-of.

Tipps

Wie kommt der Subtext in die Geschichte?

Fragen, die Wege zeigen.

- Welche Szenen haben mich während der Recherche angerührt, vielleicht auch verfolgt? Welche Menschen, Bilder, Töne, Sätze haben mich bewegt? Warum genau?
- Kann ich ein verborgenes Thema, ein „Dahinter“, ein existenzielles Motiv ausmachen, das ich als Subtext in die Handlung einschreibe?
- Kann ich – erst mal für mich – sprachlich auf den Punkt bringen, wovon dieser Subtext handelt? Jessica Sabasch zum Beispiel will „die Dimension des Todes immer dabei haben“.
- Welche Worte, Zitate, Beschreibungen oder Deutungen stützen den Subtext?
- Wie kann ich zwischen impliziten und expliziten Verweisen abwechseln?
- Soll der Subtext ganz allmählich sichtbar werden, oder lege ich die Fährte schon im Lead wie Jessica Sabasch: „Einige Stimmen sind mit der Zeit brüchig geworden, andere schon für immer verstummt“?



ILLUSTRATIONEN: BRIGITTE SEIBOLD

Das Große im Kleinen sichtbar machen: Jessica Sabasch schafft das mit einer Handvoll Protagonisten, zwei Schauplätzen und einem fein durchgeführten Subtext, der existenzielle Fragen anspricht.

3. Das Making-of

Jessica Sabasch spricht über Form und Haltung beim Schreiben. Und über ihr Ringen mit einer neuen Textform.

Jessica Sabasch bekommt einen Platz an der Zeitspiegel-Reportageschule in Reutlingen. Zum Kennenlern-Wochenende ihres Jahrgangs fährt sie nach Schollach in den Schwarzwald. Als sie einige Wochen später vor der Reportage-Aufgabe „Schwarzwald“ steht, erinnert sie sich an Guscht, den Wirt vom Bierhäusle: Ich war fasziniert von dem alten Herrn, 80 Jahre, der da so patent die Kneipe schmeißt. Ich hatte die Idee, über unverheiratete alte Leute im Schwarzwald zu schreiben, weil er so ein ewiger Junggeselle ist.

Was ist daraus geworden?

Jessica Sabasch: Ich habe zwei mögliche Protagonisten gesprochen und dabei schon festgestellt, dass das wahrscheinlich ziemlich schwierig wird mit dem Thema Unverheiratete – Hochzeitslose. Da hab ich den Guscht gefragt, ob ich am Mittwoch bei der Gesangsprobe dabei sein darf. Es war nicht klar, dass ich darüber eine Reportage schreiben würde. Aber an dem Abend im Bierhäusle ist mir das Herz aufgegangen und ich hab gemerkt, dass mir das erste Mal, seit ich im Winter im Schwarzwald bin, warm wird.

Das vermittelt sich. Zum Beispiel in dem Satz: „Der Schwarzwälder trägt sein Herz nicht auf der Zunge, außer beim Singen – da weicht die Zurückhaltung großen Gefühlen.“

Ich hab das so wahrgenommen, dass das Singen einen Raum für diese eher pragmatischen Männer darstellt, in dem auch Gefühle wie Melancholie und Sehnsucht sein können. Ich hab das von Anfang an als Gegensatz wahrgenommen.

Es geht Ihnen nicht nur um den Chor, sondern um eine verborgene Seite der Männer?

Im besten Fall schreibt man ja immer ein bisschen über das Leben, oder? Der Chor war für mich einfach ein wahnsinniges Beispiel für einen Raum, in dem eine Fülle von Motiven aus dem Leben auftaucht.

Sie sind sehr präsent mit Deutungen und Vergleichen. Sie sagen, der Mittwochabend sei Struktur und Anker für die Männer. Oder: „Der Vogel, von dem sie singen, flattert jetzt über die Köpfe hinweg.“ Und am Schluss beschreiben Sie helles Licht auf den Gesichtern der Sänger „wie eine Aufforderung von oben weiterzumachen“. Finde ich mutig.

Deutung und Haltung machen für mich die Texte aus, die ich gerne lese. Sie sagen immer etwas über die Haltung des Schreibers zur Welt. Ein Erzählstück geht über die

Nacherzählung – so ist es, und so wird's beschrieben – weit hinaus.

Noch etwas ist mir aufgefallen. Sie haben viele zeitliche Bezüge in Ihren Text eingewoben. „Das Gründungsjahr des Chores ist das Geburtsjahr des Chorleiters.“ Oder: „Er singt länger, als er verheiratet war.“ Welche Absicht steckt dahinter?

Zeit und Gleichzeitigkeit in Texten haben mich schon immer total interessiert. Ich hab mal einen Essay über einen einzigen Satz aus Robert Musils Mann ohne Eigenschaften geschrieben. „Zwei Wochen später war Bonadea schon seit 14 Tagen seine Geliebte.“

Wow. Was bewirken solche Figuren in einem Text?

Es ist eine Ebene parallel zur Handlungsebene. Die Bezugnahme sagt etwas über das Leben der Männer. Sie thematisiert die Vergänglichkeit und die Beständigkeit des Sings, die sich gleichzeitig gegenüberstehen.

Noch vor einem Jahr hat Jessica Sabasch mit dem Schreiben von Reportagen wenig am Hut. Am Hut hat sie das literarische Schreiben. Ihr Studium verbringt sie hauptsächlich in einem Kellerraum, im Studio Literatur und Theater der Universität Tübingen. Dort besucht sie zahlreiche Schreibseminare mit Autoren, Lyrikern und Journalisten. Sie arbeitet im Bioladen – während des Studiums und danach –, „weil sich dort das Leben abspielt“. Arbeiten und nebenbei schreiben klappt nicht so gut. Aber was ein Freund ihr von der Zeitspiegel-Reportageschule erzählt, hört sich gut an. Ihre Bewerbung hat Erfolg. Seitdem schreibt sie Reportagen. Doch erst mal hat es geruckelt.

Jessica Sabasch: Reportagen sollen ja auch Geschichten sein. Aber es muss alles stimmen, was man schreibt, was ein großer Unterschied ist zu literarischen Texten. In so einem funktionalen Zusammenhang verliert dann erst mal alles an Zauber.

Wie kommt das?

Man muss schnell sein, man muss auf die Leute zugehen, es ist nicht mehr so freischwebend. Ich hatte die ersten Monate an der Schule das Gefühl, dass ich das Schreiben verlernt habe. Jetzt grade wird es besser. Ich muss eine ganz neue Form des Schreibens lernen und auch wieder Zutrauen finden.

Wie ging das mit dem neu Lernen – am Beispiel Männerchor?

Ich hatte am selben Abend noch eine ganz grobe Fassung dieser Chorprobe runtergeschrieben. Dazu noch szenisches Material gesammelt, das Konzert gehört, Gespräche geführt und ich wusste, das muss ich jetzt ordnen. Mir ist alles um die Ohren geflogen! Ich hab dann kleine Absätze geschrieben, wie sie dieses Lied üben, wie sie da jetzt sitzen. Das war richtig schlimm. An einem Tag hat gegenüber jemand ein ganzes Dach gedeckt und ich kam mit diesem Text überhaupt nicht voran.

Wer oder was hat Sie gerettet?

Ich hatte von Anfang an eine Person, die mir geholfen hat, die Berliner Schriftstellerin Barbara Bollwahn, die meine Betreuerin war für diesen Text. Meine Erstfassung entstand im Zug handschriftlich auf dem Weg von Stuttgart nach Berlin. Ich habe gemerkt, dass diese Handschriftlichkeit es mir leichter macht, als wenn ich am Computer alles hin- und herschiebe und lösche und einfüge und dabei halb wahnsinnig werde.

Das wurde dann die Story, die wir aus der Zeitung kennen?

Es gab noch 15 weitere Versionen. So wie der Text jetzt in der Zeitung steht, hab ich ihn in einer Vorfassung auseinandergeschnitten und noch einmal neu zusammengesetzt. Da hat das analoge Vorgehen auch geholfen.

Gab es weitere Erkenntnisse beim Schreiben?



Ein Schlüsselmoment war die Sache mit dem Ort. Mein erster Einstieg lautete: „Alfred Schnekenburger steht unter dem Keiler und rauft sich die Haare.“ Mir fehlte die ganze Zeit die Räumlichkeit im Bierhäusle. Bis mein Freund mir vorschlug: Schreib doch „Vom Klavier bis zur Theke sind es vier Meter“. Da war für mich klar „Von der Theke bis zum Klavier sind es fünf Schritte“. Damit konnte ich den Raum aufmachen, das war ein wesentlicher Schritt, dass der Text ins Laufen kam, weiterlief und funktionierte.

Wie sind Sie mit dem Schluss zufrieden?

Ich weiß es nicht so richtig. Einen Absatz vor dem Schluss gibt es einen unpathetischen Schluss. Der heißt: „Und der Letzte, der die Tür des Bierhäusles hinter sich schließt, singt für sich selbst.“ Danach kommt dann noch die Szene in der Kirche mit dem Sonnenlicht.

Ich hab viel drüber nachgedacht, ob das vielleicht ein bisschen drüber ist. Es ist ja kein Argument, zu sagen, ja so war's doch – es hat halt das Licht auf die Gesichter geschienen. Das sagt nichts darüber aus, ob das im Text so funktioniert. Andererseits wollt ich Alfred Schnekenburger in der letzten Szene haben, der ja der Antrieb und Schwung dieser Männer ist. Und der ihnen auch vor ein paar Jahren eine Art Verspre-

chen gegeben hat, dass er den Chor leitet, „bis dass der Tod uns scheidet“.

Von dem Versprechen weiß ich nichts! Das haben Sie den Lesern vorenthalten!

In meiner letzten Fassung hatte ich geschrieben: „Der Dirigent hat den Männern sein Wort gegeben. Bis dass der Tod sie scheidet.“ Die hat es dann aber nicht mehr ins Blatt geschafft.

Schade. Hätte mir noch besser gefallen. Abschied und Tod schwingen als Grundton so wieso von Anfang an mit. Wieso haben Sie dem so viel Raum gegeben?

Die Männer haben das Ritual, dass sie nach der Chorprobe jedem Kameraden, der geht und sich auf den Heimweg macht, „Leb wohl, auf Wiedersehn“ singen. Und als ich ging, haben sie mir auch ein „Leb wohl, auf Wiedersehn“ gesungen. Das hat mich derart gerührt. Ich hatte das Gefühl, das hat über dieses Ritual hinaus eine Bedeutung. Ich hatte im Hinterkopf, dass das die Aussage des Textes sein muss. Dass es darum geht, die Dimension des Todes immer dabei zu haben.

„Reportagen sollen ja auch Geschichten sein. Aber es muss alles stimmen, was man schreibt, was ein großer Unterschied ist zu literarischen Texten. In so einem funktionalen Zusammenhang verliert dann erst mal alles an Zauber.“

Jessica Sabasch

Jessica Sabasch,

geboren 1984, hat Rhetorik und Literaturwissenschaft in Tübingen studiert. Ist konzeptionelle Mitarbeiterin in einem Bioladen und besucht zurzeit den 10. Jahrgang der Zeitspiegel-Reportageschule in Reutlingen. Schreibt als freie Autorin über Kultur- und Alltagsthemen. Interessen: Kleine Inseln (un)glücklicher Zufälle, wartende Hunde vor Supermärkten, der Trost der Dinge. Nachzulesen, -hören und -sehen auf ihrem Blog:

www.maedchenamsonntag.blogspot.de

MARIE LAMPERT

ist freie Journalistin und Trainerin, leitet den ABZV-Onlinedienst storytelling.abzd.de. Sie hat Diplompsychologie und Germanistik studiert.

info@marielampert.de

